Sonntag.

Die Sonntagsglocken gehn tief und schwer,
Und Feierstille ist ringsumher.....
Ich stehe am Fenster und lausche dem Klang,
So traurig das Herz und die Seele so bang!
Ach, Lieb, da wandern wir nun allein,
Fern voneinander in's Leben hinein,
Und jede Stunde und jeder Schritt
Nimmt unbarmherzig ein Stücklein mit.
Solange der Alltag fluthet und lärmt,
Fragt keiner, ob sich das Herz wohl härmt;
Doch so am Sonntag, wo alles still,
Wo alles ruht und sich freuen will,
Faßt mich die Sehnsucht mit einemmal,
Und doppelt fühl' ich die stumme Qual
Und sehe vor Thränen die Welt nicht mehr —
Und die Sonntagsglocken gehn tief und schwer.

Gertrud Triepel.

Hans Holms Gelübde.

Nach einer lübischen Chronik erzählt von Regine Busch.

Im Jahre 1506, zu der Zeit, als die reiche und ansehnliche Stadt Lübeck ihre schweren Handel mit dem König Hans von Dänemark gar tapfer austocht und sich mit ihren starken Schiffen auf deutschen Meeren Ruhm und Ehre gewann, ist Hans Holm einer freien und Hansestadt getreuer Hauptmann gewesen.

Sie erzählen von ihm, daß er ein sehr verwegenes Wagestück gegen die Dänen vollbracht habe. Zu seinen Genossen dabei erkor er sich zwei Diebe, die gehenkt werden sollten, junge Gesellen, denen solches Sterben gar sauer wurde. Die hat er sich von einem Rathe ausgebeten und sie alsdann gefragt, ob sie lieber in Ehren sterben wollten als in Diebesschanden. So haben sie um einen ehrlichen Tod gebeten, und um sich den zu erwerben, gerne geschworen, daß sie dem Hauptmann treulich folgen, auch in allerlei Noth und Gefahr tapfer beistehen wollten. Alsdann hat Hans Holm bei sich selbst ein hohes und heimliches Gelübde gethan: So Gott ihm helfen wolle, sein Vorhaben zu einem guten Ende zu bringen, so wolle er ledig bleiben und nicht freien sein Leben lang. (Es hatte aber seine Liebste kurz vorher einen andern gefreit und dem Hauptmann damit viel Verdruß und Herzweh bereitet.)

Nun ist in der Chronik zu lesen, wie Hans Holm mit diesen beiden Galgenstricken bei Nacht auf einer Schute hinausfuhr in den Oresund, wo die ganze dänische Flotte lag, und mit allerlei Feuerwerk heimlich den Brand hineinwarf in etliche von den größten Orlogschiffen der Dänen. So hat er den Feinden einen schlimmen Schaden angerichtet, ist darauf selbst ans Land entkommen und hat die beiden Diebe mit einem guten Zehrgeld laufen lassen, wohin sie wollten.

Dergleichen wohlbestandenes Abenteuer hat Hans Holm zu großen Ehren bei Rath und Bürgerschaft gebracht, ist ihm aber auch so zu Kopfe gestiegen, daß er immer mehr Ruhm gewinnen wollte und keine Ruhe im Lande mehr fand.

So bat er sich von einem Rathe zwei Orlogschiffe aus, fuhr damit durch den Sund in die Westsee und machte dort Jagd auf Dänenschiffe. Die trieb der Sturmwind auf die Küste von Frankreich zu, und was Hans Holms Orlogschiffe jagte er lustig hinterher. So hat der Hauptmann vor einem französischen Hafen der Dänenschiffe eins weggekapert und schon nach Hause führen wollen. Aber die Franzosen hatten auch etliche gute Schiffe in selbigem Hafen liegen und wollten solche Willkür nicht leiden, vielmehr lieber selber einen guten Fang thun.

Da war es mit Hans Holms Kriegsglück zu Ende. Sie nahmen seine Orlogschiffe weg und führten ihn selbst bei der Nacht gefangen landeinwärts an einen festen Ort.

Als nun keiner Kunde davon heimbrachte, was aus Hans Holm und seinen Schiffen geworden war, hat man in Lübeck Jahr und Tag auf ihn gewartet und dann einen andern Kriegsmann, Hans Strommel genannt, zum Hauptmann gemacht, der hat sich auch wohlerfahren und geschickt in seinem Handwerk bewiesen. Hans Holm saß derweil in festem Verließe in einem alten, grauen Thurme, der hoch auf den Klippen nicht allzuweit vom Meeresstrande erbaut war, sie sagten, noch von den Normannenkönigen. Mancher Seebefahrene Mann hatte seitdem hier seinen Kerker gefunden.

Des Hauptmanns Haft war keine von den größten und allerschlimmsten. Man hat ihn nicht peinlich verhört oder sonst gequält, auch mit Speis und Trank wohl gehalten, aber die Einsamkeit und die Langeweile haben ihn übel geplaget.

Sein Verließ war zehn von seinen Schritten lang und sieben breit und so hoch, daß es dem Hauptmann erst als eine schier überflüssige Vorsicht erschienen ist, daß das viereckige Fensterloch oben unter der Decke so wohlverwahrt war mit Gitter- und Drahtwerk.

Als aber ein Tag nach dem andern in solcher Trübsal dahinging, hat Hans Holm in dem groben Gestein, daraus der Thurm geschichtet war, allerlei Fugen und Risse gefunden, welche er künstlich und mit Geduld für seinen Fuß zurechtgemacht und erweitert hat, so daß er zuletzt wie eine Maus senkrecht an der Wand in die Höhe geklettert ist und an dem kleinen Gitterfenster Ausschau halten konnte. Das Fensterlein lag nur wenige Schuh hoch über einem kleinen Garten, darin des Thurmwächters Tochter etliche windzerzauste Obstbäumchen, auch Reseden und Nelken zog. Darüber hinaus sah man die weißen Klippen und einen Streifen dunkelblaues Meer.

Da hat den Hauptmann eine unbändige Sehnsucht nach Freiheit gefaßt.

Des Thurmwächters Tochter war nicht schön, auch schon längst über die Jahre hinaus, wo fast jedes Weib einmal lieblich und rosig anzuschauen ist, aber Hans Holm ist sie wie ein Engel vom Himmel erschienen, als er sie zum ersten Male in ihrem Gärtlein lustwandeln sah, angethan mit einem blauen Kleide. Da er nun auf seinen Fahrten zu Wasser und zu Lande einiges von der französischen Sprache erlernt hatte, sich auch allezeit eines guten Mundwerks erfreute, redete er die Jungfrau höflich an und klagte ihr seine Noth. Nun wartete diese Jungfrau schon seit langen Jahren in Geduld, daß sie einen Freier bekommen sollte, der sie aus der Einsamkeit ihres Lebens hier bei ihrem altersschwachen, tauben Vater erlösen und zu neuen Freuden hinwegführen sollte. So erkannte sie in ihrem hoffnungsvollen Herzen bald in dem Hauptmann den ihr von rechtswegen zukommenden Freiersmann und kam ihm tröstlich und liebreich entgegen. Die beien verstanden einander also recht gut, und jeder wußte bald, was der andere von ihm begehrte. Da sie aber eine vorsichtige Jungfrau war, hat Hans Holm ihr ein hohes Gelübde thun müssen: Wenn sie ihm behilflich sein wolle zu entfliehen und sodann mit ihm davon ziehen, dann solle sie ihm in Lübeck als sein eheliches Weib angetraut werden.

Darauf hat die Jungfrau Rath gefunden und durch ihre angeborene Weiberlist, sowie auch mit Hilfe etlicher Dukaten, welche sie von ihrer Großmutter ererbt hatte, Hans Holm in dunkler Nacht zur Flucht zu verhelfen und mit ihm auf einem kleinen Schifflein übers Meer hin zu entkommen.

Auf der Reise hat der Hauptmann sich allzeit höflich und von guten Sitten gegen seine Gefährtin bewiesen, doch längst nicht so feurig und liebesbeflissen, wie sie erwartet hat, vielmehr ist er oft in traurigen und schwierigen Gedanken einhergegangen, weil ihm seine beiden unterschiedlichen Gelübde das Herz schwer machten. Die Jungfrau hat ihm durch üble Launen und allerlei Redensarten häufiger kundgegeben, daß sie solches Wesen verdrosse, doch ist sie ihm deshalb nicht lieber und angenehmer geworden.

Denn als er die jungen Dirnen in Flandern und Deutschland sah, die Schwarzbraunen und auch die Blonden, hat er immer deutlicher erkannt, daß seine Jungfrau gar alt und garstig sei, auch mager und knochig an allen Gliedern. Er verwunderte sich manches liebe Mal, daß sie ihm damals, als er am Kerkerfenster Ausschau hielt, fast anmuthig und holdselig erschienen war und ihn ihr Anblick sehr erquicket hatte.

So zogen sie nach wohlvollbrachter Reise eines Abends mit einander durch das Holenthor in die ehrbare Stadt Lübeck ein und nahmen ihren Aufenthalt in dem stattlichen Hause in der Alfstraße, welches Hans Holm als Erbtheil seiner Eltern zugefallen war, welches ein hoher Rath ihm auch bis auf diesen Tag treulich bewahrt hatte vor anderer Erben Gier.

Dort haben sie etliche Tage in Züchten und Ehren miteinander gehaust. Dann lud der Hauptmann auf einen Tag die vornehmsten Geistlichen und Domherren sowie auch allerlei gelehrte und rechtsverständige Leute bei sich zu Gaste und gab ihnen so viele Schüsseln und noch etliche mehr, als ein hoher Rath für solche Gelegenheit erlaubt und vorgesehen hatte.

Die Jungfrau aber saß auch mit zu Tische, und es haben sich die Herren in ihrer Unwissenheit heimlich verwundert, warum der Hauptmann sich eine so Alte von seinen weiten Reisen mit heimgebracht habe.

Als sie nach gehaltener Mahlzeit alle fröhlich bei einander saßen, hat Hans Holm ihnen in Anwesenheit der Jungfrau eröffnet, daß ihm zwei unterschiedliche Gelübde das Herz beschwerten: Wie er damals in jungen Jahren, als er mit den Galgenstricken auf Abenteuer ausfuhr, in seiner Noth gelobt, daß er niemals freien, sondern ledig sterben wolle. Zum andern aber: Wie er in Frankreich in Ketten und Banden gelegen, habe er keinen andern Weg zur Freiheit gesehen, als dieser Jungfrau zu versprechen, daß sie in Lübeck sein anvertrautes Ehegemahl werden sollte, so sie ihn löste und heimbegleitete. Zum Schluß bat er die gegenwärtigen Herren, daß sie ihm sagen sollten, wie er sich in diesen Gelübden zu verhalten habe, ob er Gott das erste, oder dieser Jungfrau das andere halten müsse, denn in so schwieriger Gewissenssache wisse er sich allein keinen Rath und Ausweg.

Die gelehrten Herren haben sich stark verwundert, sind dann in ein anderes Gemach gegangen und haben dort lange miteinander über diesen seltsamen Rechtsfall disputiert und gestritten.

Als die Zeit der Abendkollektion gekommen war und sie wieder Hunger und Durst verspürt haben, riefen sie Hans Holm zu sich in das Gemach und verkündeten ihm einmüthig solchen Bescheid: Vor allen Dingen sollte er Gott halten, was er Gott versprochen habe. Doch dürfe er deshalb auch nicht vergessen, der tugendsamen Jungfrau seine Dankbarkeit zu beweisen. Sie möge sich also in der Stadt Lübeck einen guten, ansehnlichen Gesellen zum Ehemann erwählen. Dem solle der Hauptmann so viel an Brautschatz und Unterhalt geben, als er pflichtig und schuldig gewesen wäre, der Jungfrau zu leisten, so sie sein Ehegemahl geworden wäre.

Dies Urtheil hat dem Hauptmann gar wohl gefallen und ist ihm zu Muthe gewesen, als ob sich ein schwerer Stein von seinem Herzen löse. Denn er hatte vor allem verlangt, Gott sein hohes Gelübde zu halten, um eines guten Gewissens und seligen Sterbestündleins willen. Auch für dieses Leben begehrte er nicht der Ehe und keines Weibes, am wenigsten aber jener Jungfrau. Denn er war der Unrast müde und wollte gerne in Ruhe sein Leben beschließen.

Und obgleich er der Jungfrau von Herzen dankbar und erkenntlich war, so schien sie ihn doch weder lieblich anzusehen, noch anzuhören, sintemalen auch ihre Zunge spitz und scharf geschaffen war. Auch gefiel ihm das welsche Wesen schlecht, und daß sie eines Kerkermeisters Tochter gewesen. So hat er mit Freuden gelobt, sie reichlich auszustatten und an Geld und Gut in geziemender Dankbarkeit wie sein eigenes Ehegemahl zu halten.

Als man dann die Jungfrau aus ihrem Gemache herbeirief, hat man große Mühe gehabt, ihr diese Sachen begreiflich zu machen. Wie sie endlich alles verstand, hat sie schlimm getobt und in ihrer fremden Sprache allerlei böse Worte gegen Hans Holm und jene ehrwürdigen Herren geredet, auch etliche Male bitterlich geweint und sich verschworen, daß sie den Hauptmann und keinen andern freien, oder sonst ewig ledig bleiben wolle.

Die geistlichen Herren sind fast erschrocken über solchen Zornteufel und bald nach Hause gegangen. Hans Holm aber war in seinem Herzen dankbar und zufrieden, daß er solches Hauskreuz nicht sein Leben lang auf sich zu nehmen brauchte.

Nach Weiberart ist die tugendsame Jungfrau nach etlichen Tagen ruhiger geworden und hat auf vieles Zureden verständiger Leute hin eingesehen, daß sie aus schweren Gewissensgründen des Hauptmanns Eheweib nicht werden konnte. Doch hat sie darauf bestanden, daß sie dann bei ihrer Keuschheit bleiben und ohne Mann ihr Leben enden wolle. Später hat sie von dem Hauptmann einen ehrlichen Unterhalt zeit ihres Lebens begehrt und ihn dann endlich seines Gelübdes entlassen.

So konnte Hans Holm denn in Frieden dem lieben Gott sein Gelübde halten und im Junggesellenstande leben und sterben. Nach Abenteuern und Reisen stand sein Sinn nicht mehr, auch hatten die Lübschen derweil mit den Dänen einen ehrlichen Frieden geschlossen.

So hat der Hauptmann bis zu seinem seligen Ende in seiner guten Vaterstadt gelebt, ein ansehnlicher, wohlgesittener Herr, den sie beim Weine gern von seinen Fahrten und Abenteuern erzählen hörten. Im Alter wurde er gar stark und schwer am Leibe, war aber allzeit fröhlich und guter Dinge, wenn ihn das Zipperlein nicht allzusehr plagete.

Die Jungfrau hat er allerwegen hoch in Ehren gehalten, ihr auch mit Freuden gegeben, was sie an Geld, Gut und Gewand, als zum Leben nöthig, von ihm begehrte. Und das war nicht wenig. In einer stattlichen Wohnung in der Burgstraße hat sie gelebt schier wie eines Junkers Weib. An jedem Sonntag Morgen nach der Kirche ist Hans Holm zu ihr gegangen, hat sich in Freundschaft mit ihr besprochen, auch sich fleißig nach ihrem Wohlbefinden erkundigt und für sie gethan, was nur irgend in seinen Kräften stand.

Denn er konnte nimmer vergessen, daß er ihr sein Leben und seine Freiheit schuldete. Doch hat es ihm nimmer leid gethan, daß er nur dem lieben Gott und nicht dieser tugendsamen Jungfrau sein Gelübde zu halten brauchte.

Denn dieselbe nahm mit den Jahren weder an Lieblichkeit noch an Sanftmuth zu, ward auch trotz des guten Lebens immer magerer und kümmerlicher, bis sie endlich im Jahre 1523 eines seligen Todes starb. Da hat der Hauptmann sie ehrlich betrauert, ihr dann ein köstliches Begräbniß bereitet und sie im Dome hinter dem Chor beisetzen lassen.

Auch ließ er von einem guten Meister ein köstliches Epitaphium anfertigen, nämlich ein schönes Marienbild in blauem Kleide mitten auf der Tafel gemalt. Und war solches der Jungfrau wahrhaftes Konterfei, und war sie darauf so lieblich und erbaulich anzusehen, wie sie dem Hauptmann dereinst in ihrem Gärtlein erschienen war, als er an seines Kerkers Fenster nach Freiheit ausschaute. Auf der rechten Seite hatte er sein eigen Bildniß malen lassen und kniete dort in voller Kriegsrüstung, wie er einstmals gegen die Dänei ausgezogen war.

Auf der andern Seite aber war er gemalet, wie er in Ketten und Banden im Kerker auf den Knieen lag.

Dies alles haben dem Chronisten etliche vornehme, ehrliche Biederleute erzählt, die sowohl den Hauptmann als auch die Jungfrau bei ihrem Leben wohl gekannt hatten.

Zauberinsel.

Von Emma Merk.

Edmund Steinach war mit seinen achtundzwanzig Jahren schon erster Direktor an einer der bedeutendsten süddeutschen Banken; er hatte glänzende Einnahmen, eine entzückende Wohnung — und noch keine Frau. Daß die Mütter heirathsfähiger Töchter ihn mit begeisterten Augen betrachteten, war in den Münchener Kreisen, in denen er verkehrte, eigentlich selbstverständlich. Aber er durfte sich sogar schmeicheln, der Einen, die ihm am besten gefiel, eine wirkliche Neigung erweckt zu haben. Alice von Brunnhoff, die stolze, schöne Generalstochter, war ein so wohlhabendes, so gefeiertes Mädchen, daß sie ganz frei und unbeeinflußt durch die äußeren Verhältnisse wählen durfte und doch konnte er ziemlich sicher auf ihr Jawort zählen, wenn er endlich das entscheidende Wort sprechen wollte. Aber dazu fehlte ihm der Muth.

In all der Fülle, die ihn umgab, hatte er verloren, was ihm in früheren Jahren, als er in leidenschaftlichem Ehrgeiz nach dem jetzt erreichten Ziel strebte, kaum als ein beachtenswerther Besitz erschienen war: den Schlaf. Ein Mensch, der nicht schläft, ärgert sich schon beim Anziehen des Morgens über die „Bosheit des Objekts". Die unvermeidliche Dummheit der Untergebenen reizt ihn zu nervenaufreibender Wuth. Er trägt vor den Augen eine dunkle Brille, und auf seinem Rücken sitzt ein böser Kobold und schneidet Grimassen, die ihm die Welt verleiden. Der Arzt verordnete Ruhe, aber der Direktor verlangte nur Brom und Sulfonal und suchte Betäubung seines Unbehagens durch immer mehr Zerstreuung und eine wahre Hetzjagd von Vergnügungen. Sein Schlafzimmer erinnerte ihn an die entsetzlichen Stunden des Wachliegens. Er betrat es daher so spät wie möglich. Todtmüde sank er dann in die Kissen und seufzte: „Heute werde ich schlafen!" Aber dann begann die Qual des Denkens. Dann stand ihm das Furchtbare vor Augen, immer näher, immer beängstigender: in einem Jahr bist du wohl in einer Zelle des Irrenhauses, wenn du dir nicht vorher eine Kugel durch den Kopf jagst. In solcher Stimmung freit man nicht.

Einmal an einem Feiertage hatten ihn einige Freunde zu einem Ausflug nach dem Königsschloß am Chiemsee überredet. Er hatte keine Lust, aber er ließ sich mitnehmen. Unter den vergnügten Menschen, im hellen Julisonnenschein, fühlte er sich noch elender als zu Hause. Die üppige, krankhafte Pracht des halvollendeten Palastes war ihm unheimlich. Er floh aus den goldstrotzenden Sälen fort, und da er bei seiner nervösen Rastlosigkeit die Zeit bis zur Abfahrt nicht herumzubringen wußte, ließ er sich in einem Fischerboot nach Frauen-Chiemsee rudern. Entzückend schwamm die kleine Insel mit ihrem Kloster und ihren Lindenwipfeln in der weiten, bergumfriedeten Seefläche. Der Direktor traf zu seiner Ueberraschung auf dem kleinen Fleckchen Land ein paar Bekannte, die ihn zu einer Segelfahrt einluden. Als man im Weitsee dahinflog, drehte sich plötzlich der Wind, man mußte einigemale kreuzen und vermochte trotz aller Ungeduld des Direktors erst zu landen, als an der anderen Seite der Insel eben das letzte Dampfschiff wegfuhr. Der See ging in hohen Wellen. In einem kleinen Fischerboot sich an das entfernte Ufer rudern zu lassen, schien bei dem drohenden Unwetter nicht rathsam. Also gefangen in diesem Wasserkäfig! In übelster Laune telegraphirte er an die Freunde, finsteren Antlitzes vernahm er, daß im Gasthaus kein Zimmer zu haben sei, daß er mit einem Nachtlager in einem Fischerhäuschen vorlieb nehmen müsse. Das konnte ja recht hübsch für ihn werden! Kein Brom! Ein winziges Zimmerchen! Ein hartes Bett! Und um zehn Uhr ging hier alles schlafen.

In einem Strom von Lindenduft legte er den kurzen Weg vom Gasthaus zu seiner Wohnung zurück. Im Flur brannte die Lampe. Als seine Schritte sich näherten, erschien auf der Schwelle ein junges Mädchen, das ihn mit lieben, hellen Augen anblickte und mit sanfter Stimme fragte, ob er noch etwas brauche. Sie leuchtete ihm dann die Treppe empor und wünschte: „Angenehme Ruhe, gnädiger Herr!" Es klang so herzlich, so mitleidig, als ahnte sie, wie friedlos der Fremde war, den ihr Haus beherbergte. War ein Zauber in dem lieben Wunsche gelegen? Er wälzte sich weniger herum als sonst auf seinem fürstlichen Lager. Er konnte doch ruhig liegen und auf das Anschlagen der Wellen lauschen. Der See stürmte nicht mehr. Es war wie ein gleichmäßiges Athemholen in träumender Versunkenheit. „Wie still! Wie todtenstill!" dachte Edmund, und über sein gequältes Haupt legten sich weiche Schleier, ein halbes wonniges Vergessen. Auch das Bad am Morgen that ihm gut, und das Hausbrod schmeckte ihm sogar, das die Kleine ihm brachte, denn der Bäcker, der kein Frühaufsteher schien, hatte die Semmeln noch nicht fertig. In der Laube am See, wohin man ihm seinen Kaffee getragen, war's ganz entzückend. Draußen glitzerten die blauen Wellen — ein paar wilde Duck-Enten, die nach Fischen jagten, ein vorübergleitender Kahn — sonst lautlose Stille, sonnenwarme Einsamkeit! Das junge Mädchen hatte ihm ein paar Frührosen auf den Tisch gestellt. Sie stand vor ihm und gab ihm mit freundlichem Gesicht Antwort auf seine Fragen. „Marie" war ihr Name. Von der Insel war sie noch nicht weggekommen. Bei den Klosterschwestern hatte sie nach der Schule Handarbeiten gelernt, und sie half nun der Tante im Hause. Ihre Mutter war im Winter im Eis eingebrochen und ertrunken. Der Vater war lange todt.

Nun verstand der Direktor auch, warum ihm ihre Sprachweise aufgefallen. Es war ein klösterlicher Anflug in ihrem Wesen, in ihrem frommen Augenaufschlag, in ihrer leisen, etwas singenden Stimme. Aber das Nonnenhafte stand ihr gut zu dem frischen Gesicht, bei ihrer gesunden Kraft. Er schlenderte auf der Insel umher, sah den Fischern zu, die ihre Netze von den Stangen nahmen und in den schwerfälligen, grauen Kahn luden. Am Ufer sonnten sich ein paar weiße Kätzchen, eine junge Frau saß in einem Boot und spülte ihre Wäsche, mit sichtlichem Behagen die nackten Arme in die kühlen Wellen tauchend. Nachbarinnen schwatzten am Zaun. In den winzigen Gärtchen eine Buntheit von Blumen und Blüthen, ein Duften und Leuchten! Vor jeder der armseligen Hütten eine Schaar Kinder mit dicken Backen und lachenden Augen! Hier erinnerte nichts an das neunzehnte Jahrhundert.

Ein Schlag von der Kloster-Uhr schreckte Edmund auf. „Aber das ist ja nicht auszuhalten. Wie soll man denn hier die Stunden herumbringen? Das ist ja, um vor Langeweile auszuwachsen", dachte er in einem neuen Anfall von Ungeduld. Lange, ehe das Schiff in Sicht war, eilte er schon in das Fischerhäuschen, um zu zahlen und seinen Ueberzieher zu holen.

„Wollen Sie denn wirklich fort, gnädiger Herr?" fragte Marie traurig. „Heute schon? Sie sind so blaß. Es that' Ihnen gewiß gut, wenn Sie ein paar Tage bei uns ausruhen möchten!"

Die Art, wie sie ihn bat, wie sie ihn anblickte, so theilnehmend, so treuherzig, packte ihn ganz unwiderstehlich.

Mit einem abergläubischen Erschrecken sagte er sich: dieses Kind fühlt, was dir bevorsteht. Sie will dich retten. Vielleicht trifft sie das Rechte. Dazwischen durchfuhr ihn der Gedanke: das ist Suggestion, und du hast keine Kraft, dich zu wehren. Aber Marie stand noch immer vor ihm, und es war nun ein leises Beben um ihren Mund und eine heiße Spannung in ihren Augen. Einer so warmen, demüthigen Bitte war er noch nie auf einem Menschengesicht begegnet. Wortlos und doch so beredt. Nun fühlte er, sie bat für sich selber. Sie wünschte aus tiefstem Herzen, daß er bleiben sollte. Wie zu einem Halbgott schaute sie zu ihm empor. Diesem Zauber widerstand er nicht.

„Ich will hier ausruhen, Marie. Weil Sie es mir rathen!" sagte er. Und sie lächelte wie verklärt, als er ihr den Ueberzieher auf den Arm legte.

Natürlich bereute er seinen Entschluß noch zwanzig Mal an diesem Tage. Aber er hatte nun einmal telegraphirt, daß er seine Reisetasche brauche, daß er einen kurzen Urlaub nehme. Wenn er dennoch plötzlich heimkehrte, dann hielten ihn die Leute wohl schon für verrückt. Gelegentlich sprach er mit seinen Freunden bei Tisch über die Marie und über das feine, sanfte Wesen dieses Landmädchens.

„Ja — diese Marie, hm, hm, sie ist auch nur zur Hälfte ein Inseltino", erzählte man lächelnd. „Ihr Vater war ein norddeutscher Maler, der einer Fischer-Tochter zu tief in die blauen Augen geschaut hatte."

Marie stand des Abends im Gärtchen seiner wartend. Er plauderte mit ihr in dem betäubenden Duft, den nun die hohen Lindenwipfel wieder über die Insel ausgossen. Als sie ihm die Treppe emporleuchtete und ihren Gutenachtgruß sagte, beugte er sich zu ihr herab und küßte sie auf den Mund. Sie stand ganz still, die eine Hand an das Geländer gedrückt, mit der andern die Lampe haltend. Nur durch ihren schlanken Körper flog ein Zittern.

Ueber ihn aber war ein tiefer Friede gekommen, als hätte er sich Vergessenheit getrunken an diesen jungen Lippen. Er hörte noch das Plätschern der Wellen, das Schlagen der Klosteruhr. Dann aber schlief er. Er schlief wirklich. Ohne Brom. Einen festen, erquickenden Schlaf. Am Morgen erwachte er mit einer so tiefen Rührung über dieses lang entbehrte Glück, daß er voll Zärtlichkeit an Marie dachte. Sie hatte also wirklich ein Wunder an ihm gethan auf ihrer kleinen Zauberinsel!

Warm und bewegt blickte er ihr in die schüchternen Augen. Und jeden Abend küßte er nun die jungen Mädchenlippen. Er zog das schlanke Ding nicht an sich; er sagte ihr kein tedes Wort. Er drückte nur seinen Mund auf den ihren, fast wie ein Bruder, wie ein Vater; nur daß Brüder und Väter nicht so lange und feierlich, nicht so mit ganzer Seele küssen. Das Nonnenhafte in Marie's Wesen gab seiner Zärtlichkeit diesen ernsten Anstrich. Ein andermal hätte es ihn vielleicht gerade gereizt, diese klösterliche Scheu zu besiegen. Er sah ja, das Mädchen liebte ihn, hing an ihm mit blinder Anbetung.

Nun, seit er schlafen konnte, ertrug er die Inselstille viel besser. Er sog sie ein wie etwas Köstliches, wie ein Heilmittel. Nun fühlte er erst, wie der Lärm der Stadt ihm weh gethan, wie seine wunden Nerven sich gestoßen und verblutet hatten an dem Wagengerassel, an dem Geräusch der Straßen. In einem wonnigen Dämmerzustand kam er sich ganz entrückt vor aus dem neunzehnten Jahrhundert, als schwämme er in wunschlosem Behagen in einem Meer von blauem Duft. Er wußte nichts mehr von dem Hasten und Treiben des Geldmarktes, von Eisenbahnen und Elektrizität. Er wußte nur von Lindenduft und Wellenrauschen und Sonne. Zuweilen, wenn er sich gegen Abend von Marie um die Insel rudern ließ und im Westen die goldene Glorie verglomm, im Osten über dem See aber schon der Mond emporstieg, als sollte es niemals Nacht werden auf diesem seligen Eiland — dann träumte er wohl, er wolle das liebe Kind zu seiner Frau machen und sich hier ein Häuschen kaufen und alle seine freien Stunden in dieser Ruhe verleben, sich gesund baden in der glücklichen Einfachheit, in ihrer ergebenen Treue.

Marie aber ging hocherhobenen Hauptes über die Insel. Auch sie träumte; nur viel ernsthafter, nur viel gläubiger als er. War sie nicht ein Stadtkind vom Vater her? Warum sollte sie nicht seine Frau werden? Schon so mancher Inseltochter war ein großes Glück beschieden gewesen! Nach vierzehn Tagen fühlte sich Edmund so erfrischt, daß er lächelte über seine Furcht, er könnte krank werden. Sehr vergnügt reiste er ab. Er war wirklich gerührt, als er Marie die Hand zum Abschied reichte und ihre nassen Augen sah. „Ich komme wieder! Recht bald komme ich wieder!" tröstete er.

Aber als das Dampfschiff an der Herrninsel um die Ecke bog und das kleine Frauenwörth seinem Blick entschwand, da war der Zauber gebrochen. Er erwachte, als hätte er wirklich nur geschlummert in der Klosterstille, unter den blühenden Linden, als wäre die schlanke Marie nur eine Traumgestalt, die immer blasser und blasser wurde — eine kaum mehr faßbare Erinnerung. Er schlief auch in seinem prächtigen Schlafgemach und erschien sich am nächsten Morgen, als er durch seine fürstliche Wohnung schritt, als ein rechter Glückspilz. Ehe die Stadtgesellschaft im Sommer nach allen Richtungen auseinanderstob, ward noch seine Verlobung mit der schönen Generalstochter gefeiert.

Auf der kleinen Insel stand Tag für Tag eine schlanke Gestalt auf dem Steg und wartete auf das Dampfschiff. Weder Sonnengluth noch Gewittersturm hielt sie ab. Schon färbten die Linden sich gelb; sie harrte und hoffte noch immer auf seine Rückkehr. Als das Dampfschiff zum letztenmal die Insel umkreiste, da kauerte sie am Ufer mit blassem Gesicht und schaute glanzlosen Blicks in die düstere Ferne, in die heranziehenden Schneewolken.

Nun kam er nicht mehr. Der Weg über den See war zu weit für ihn geworden. Winterlang sollte sie hier gefangen bleiben mit ihrer Sehnsucht, die ihr das Herz ausdehnte, als müsse es zerspringen! —

Im Frühjahr landete wieder ein blasser Mann auf der Insel, der hier Ruhe suchte, Frieden Schlaf. Sie waren ihm auf's neue abhanden gekommen in dem glänzenden Festtreiben, in dem seine Frau sich wiegte mit unersättlicher Vergnügungssucht, in dem entnervenden Ringen um das Gold, das sie mit spielenden Händen auszustreuen liebte. Das Häuschen, an das die Wellen plätscherten, stand nun wie eine letzte Zuflucht vor seinen müden Augen. Aber die sanfte Stimme grüßte ihn nicht mehr. Kein junges aufleuchtendes Gesicht lächelte ihm ein Willkommen zu.

„Die Marie ist fort", erklärte die alte Tante mürrisch. „Ausgewandert nach Amerika. Sie hat hier keine Ruh mehr gehabt!"

Er versuchte in tiefer Enttäuschung, in dem kleinen Stübchen den ersehnten Schlaf zu finden, wie einst. Aber Maries Gutenachtgruß fehlte ihm. Die ruhelosen Gedanken, die Sehnsuchtsqualen, die hier ein junges Herz erduldet, sie huschten wie böse Geister durch das Haus, und verscheuchten den Schlummer.

Mit bleischwerem Haupt verließ er das Haus, als kaum der Morgen dämmerte. Auf dem Dampfschiff-Steg rannte er auf und ab in quälender Ungeduld. Ein Schatten schien ihm da zu kauern, ein Gesicht tauchte vor ihm auf mit wehmüthigem, sehnsuchtsvollem Blick. Da durchschauerte ihn eine wilde Angst. Von Grauen gepackt, floh er fort von der kleinen Insel, die so zauberhaft licht und sonnig in seiner Erinnerung gestanden hatte, über die nun grauer Regen herabrieselte, wie aus thränenschweren Augen.

Häuserl.

Was g'hört denn zun an' Häuserl,
Was g'hört denn zun an' Haus?
A' Katzerl und a' Mäuserl,
A' Floherl und a' Laus.

A' Mannel und a' Weiberl,
A' Wiagerl und a' Kind,
A' Fensterl' und a' Reiberl,
A' Kasten und a' Spind.

A' Tegerl und a' Haferl,
A' Beserl und a' Wisch,
A' Bilderl und a' Taferl,
A' Banterl und a' Tisch.

A' Gesangerl und a' Spaßerl,
A' Sorg', a' Lust, a' Freud',
A' Feuer und a' Wasserl,
A' Liab und aar*) a' Streit.

*) auch.

Eberl